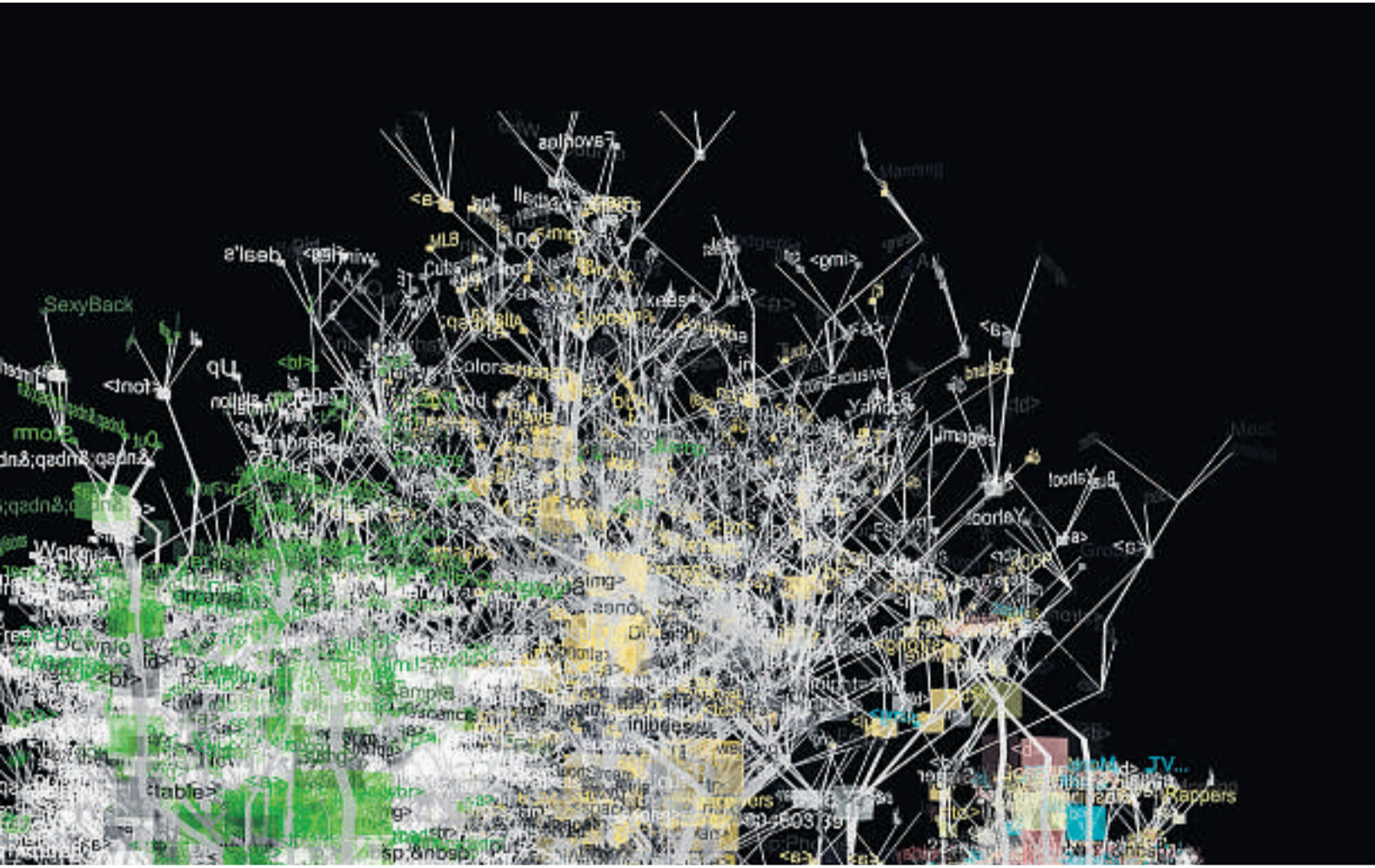


DIE WELT VON OBEN
Der Fotograf Georg Gerster hat unseren Blick geschärft
Feuilleton, Seite 42

IM DIENST DES KUNSTGUTES
60 Jahre Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft
Feuilleton, Seite 43

WELCHES IST DER RICHTIGE ISLAM?
Auch unter Muslimen ringt man um die Deutungshoheit
Feuilleton, Seite 45

MEDIEN
Stabwechsel in der SRG-Chefetage
Seite 48



Ist die Freiheit in der elektronischen Wolke grenzenlos? – Visualisierung des Quellcodes der Yahoo-Website.

CHRISTIAN RIEKOFF / SCIENCE PHOTO LIBRARY / KEYSTONE

Das Netz wird euch frei machen

Drei neue Bücher über Versprechen, Hoffnungen und Gefahren des Internetzeitalters

Uwe Justus Wenzel · Es war eines der nicht wenigen Befreiungsversprechen des zwanzigsten Jahrhunderts – eines, das seinen Glanz noch immer nicht ganz verloren hat. Genaugenommen sind es zwei Versprechen. Das erste lautet: «Die universale Maschine wird euch frei machen.» Das zweite: «Die universale Kommunikation wird euch frei machen.» Zusammengefasst haben die beiden Verheissungen in der Vision einer weltumspannenden Netzkultur. Das universale Netz der Computernetze, so die Hoffnung, beschere uns den freien Fluss der Informationen, Gedanken, Meinungen, Ideen, Bilder – und mit diesem Fluss auch den zu

LESEZEICHEN

Nicholas Carr: Wer bin ich, wenn ich online bin, und was macht mein Gehirn so lange? Wie das Internet unser Denken verändert. Aus dem amerikanischen Englisch von Henning Dedekind. Verlag Carl Blessing, München 2010. 383 S., Fr. 33.90.

Viktor Mayer-Schönberger: Delete. Die Tugend des Vergessens in digitalen Zeiten. Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Kamphuis. Berlin University Press, Berlin 2010. 264 S., Fr. 37.90.

Jaron Lanier: Gadget. Warum die Zukunft uns noch braucht. Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2010. 247 S., Fr. 30.50.

sich selbst befreien Menschen, die Assoziation selbstbestimmter, aufgeklärter, kreativer, jedenfalls in ständigem Austausch miteinander begriffener Individuen. Von solcher Hoffnung nähren sich auf ihre Weise auch noch Projekte wie Wikileaks.

Verdrahtet – und verblödet?

Hochfliegende Phantasien können naturgemäss tief abstürzen. Zwar frisst die «digitale Revolution» nicht geradezu ihre Kinder, aber manche Kinder werden erwachsen und reiben sich die Augen oder halten sich den Kopf, der vom permanenten Auf-Draht-Sein brummt. Selten jedoch schlägt jemand die Hände vors Gesicht oder ruft danach, das Internet «abzuschalten». – Noch phantastischer nämlich als die Erwartung, ein gemeinsames elektronisches Nervenkostüm werde die Menschheit in ein höheres Entwicklungsstadium befördern, mutet die Überlegung an, man könne sich dieser folgenreichen Vollverdrahtung, wenn man nur wolle, doch auch wieder entledigen.

Nicholas Carr, der sich als Netzkulturrkritiker in den letzten Jahren einen Namen gemacht hat, möchte offenbar nicht als Phantast gelten, der das Netz förmig sich ausbreitenden Verblödung geht recht weit. Mit seinem Artikel «Is Google Making

Us Stupid? – What the Internet is doing to our brains» im Magazin «The Atlantic» vom Sommer 2008 hat der einstige Herausgeber der «Harvard Business Review» eine Kontroverse entfacht, die andauert. Aus dem Aufsatz, der an ein Buch anschloss, ist ein weiteres Buch erwachsen, das kürzlich sowohl im amerikanischen Original wie auch in der deutschen Übersetzung erschienen ist.

Wie das Internet unser Denken verändert, ist die Frage, die im Untertitel gestellt wird. Keine der gegebenen Antworten geht im Grundsätzlichen über das wesentlich hinaus, was Marshall McLuhan, der prophetische Analytiker des «elektrischen Zeitalters», bereits vor einem halben Jahrhundert kommen sehen hat. Carr erweist McLuhan, wie es sich gehört, die Reverenz. Im Weiteren und Konkreten allerdings stützt er sich auf neuere psychologische Befunde und, wie der Zeitgeist es gebietet, auf Ergebnisse der Hirnforschung. Die Geschichte eines misslungenen Befreiungsversuchs lässt sich etwa im Blick auf den als altmodisch verschrienen «linearen Text» studieren, gegen den die Utopie des «Hypertextes» sich in Stellung gebracht hat: Weil auch der menschliche Geist – vulgo: das Gehirn – nicht linear arbeite, sondern vernetzt und assoziativ, darum werde das computergestützte Lesen, das im Cyberspace von Link zu Link springt, um «zusätzliche Informationen» zu ergattern, das Lernen erleichtern und das «Leseerlebnis» bereichern.

Letzteres mag irgendwie der Fall sein, Ersteres ist es – wie die Erfahrung lehrt und Untersuchungen bestätigen – nicht: Probanden, die eine Geschichte in herkömmlichem «linearem» Textformat lesen, sind nicht nur schneller als jene, die dieselbe Geschichte als Hypertext lesen, der mit «weiterführenden» Hyperlinks gespickt ist; sie begreifen, wie Nachfragen ergeben, auch das, was sie gelesen haben, markant besser. Anders gesagt: Kontexte zu erschliessen, nützt nichts, wenn der Text nicht mehr zureichend verstanden wird. Wo «Powerbrowsing» – das Zappen per Mausclick – an die Stelle des Lesens tritt, ändert sich die gesamte mentale Verfassung. Auch an sich selbst beobachtet Carr die Symptome der neuen Zeitkrankheit. Ein hyperkritischer Leser könnte sogar die Machtart des – locker gestrickten – Buches als ein solches Symptom deuten.

Die universale Maschine macht die Menschen, die sie bedienen und ihr dienen, unkonzentriert, zerstreut, nervös und vergesslich. Doch die Maschine selbst vergisst nicht. Im Netz findet lange schon statt, was im Amtsdeutsch «Vorratsdatenspeicherung» heisst. Darum trifft es nur die halbe Wahrheit, wenn Carr das Internet eine «Technolo-

gie der Vergesslichkeit» nennt. Die andere Hälfte der unangenehmen Wahrheit nimmt Viktor Mayer-Schönberger in den nüchtern-klaaren Blick. Der seit kurzem am Internet Institute der Oxford University forschende Autor erinnert angesichts der Gefahren der automatisierten Datenspeicherung an die «Tugend des Vergessens».

Es geht nicht nur um den Datenmissbrauch oder -gebrauch durch Sicherheitsbehörden und Internetunternehmen. Auch und mehr noch sind die Psychohygiene der Individuen und die Zukunftsfähigkeit von Gesellschaften das Thema: Für beide und beides ist das Vergessen essenziell. Erstmals in der Kulturgeschichte der Menschheit aber sei nun das Erinnern – das Speichern – unaufwendiger und billiger als das Vergessen geworden. Mayer-Schönberger erörtert verschiedene Möglichkeiten der «Informationsökologie», dem gegenzusteuern.

Kinder und Kindeskind

Seine Überlegungen münden in den Vorschlag, das «menschliche Vergessen in der digitalen Welt nachzuzahlen» – und zwar dadurch, dass alle Informationen, die in das digitale Gedächtnis aufgenommen werden, mit einem Verfallsdatum versehen sind und sein müssen. Sie lösen sich dann eines Tages in elektronischen Staub auf. «Delete» heisst das lesens- und erwägenswerte Buch, dessen Idee zusehends Fürsprecher findet. Nur ein Schelm könnte einwenden, dass ein rechtlich und technologisch institutionalisiertes automatisches Löschen doch eigentlich überflüssig sei, wenn die computerisierten Menschen ohnedies vergesslicher werden . . .

Sorgen darum, dass die Menschen unserer Spätzeit Menschen bleiben, macht sich Jaron Lanier, der ausser als Autor als bildender Künstler, Musiker, Unternehmer sowie als Computereck, Cyberspace-Pionier und Schöpfer des Ausdrucks «virtual reality» in Erscheinung getreten ist. Reizvoll ist «Gadget», ein Essay über den Zustand der real existierenden «virtuellen» Welt, auch deswegen, weil darin ein erwachsen gewordenes Kind der digitalen Revolution den Kinder gebliebenen Kindern und den Kindeskindern die Leviten liest: Die einen verrieten die Idee des frei vernetzten, kreativen Individuums an die neuen, tendenziell totalitären Kollektive und «Schwärme»; die anderen verwechselten «Open Source» und kostenloses Herunterladen mit Freiheit.

Eine Revolution, die ihre Kinder in einem elektronischen Kindergarten selbstvergessen heruntollt lässt, mag immerhin humaner sein als eine, die ihre Kinder frisst.

Küche und Kunst

England zelebriert die Ess-Kultur

Marion Löhndorf · Lange Zeit war es nicht gut bestellt um den Ruf der englischen Küche. Komplexe Saucen hatten auf dem Speisezetteln keinen Platz, das Gemüse erschien entweder nur eben mit heissem Wasser überbrüht oder gänzlich zerkoht. Und so weiter: Die für Engländer offenbar identitätsstiftenden, kulinarisch aber fatalen Konsequenzen dieser Küchenpraktiken sind bekannt. In den vergangenen fünfzehn, zwanzig Jahren aber hat das Land der tiefgefrorenen Erbsen mit Macht aufgeholt, um das unerfreuliche Image loszuwerden. Starköche wie Gordon Ramsay und Jamie Oliver – und vor ihnen Marco Pierre White – kamen dank ihren Kochkünsten zu lukrativen Restaurantketten und einer Dauerpräsenz im Fernsehen; sie zeigten Mut zum Anschluss an Europa – Ramsay an die französische und Oliver an die italienische Küche. Sie verschafften dem Braten, Backen, Dämpfen, Gratinieren deutlichen Prestigegewinn. Die Kunst des Kochens wurde so cool, dass auch die hohe Kunst ein Stück vom Kuchen haben wollte.

Mit Kunstwerken geschmückte Restaurants mehren sich in London wundersam: Im «Rivington Grill» in Shoreditch etwa leuchtet eine Neon-Arbeit von Tracey Emin neben Werken ihrer Kollegin Gillian Wearing. Das Restaurant wurde einst von Mark Hix eröffnet, den Emin zu ihren Freunden zählt und der seit Jahren die Künste fördert: Er tauscht nach alter Pariser Sitte Essen für Kunstwerke ein und staffierte mit diesen zum Beispiel sein neuestes Restaurant Hix in der Brewer Street aus. Unter Hix' Ägide wandelte sich auch das alte Lieblingsrestaurant der Londoner Theaterwelt, das «Ivy», für eine Zeitlang zum Hot Spot für die Young British Artists. Im November nun kam endlich auch die (Bühnen-)Kunst ins «Ivy»: An fünf Abenden wurde das Stück «Heavenly Ivy» von Ronald Harwood zwischen den Tischen gespielt – eine Hommage an das Lokal, in dem Sehen und Gesehenwerden alles ist.

Andere Künstler speisen vorgeblich gern diskreter und können es sich dennoch nicht verkneifen, Hinweise auf ihre Lieblingslokale fallenzulassen. So verriet der Maler Lucian Freud in einem Interview, dass er in Sally Clarkes Restaurant in Kensington und bei Jeremy King, dem Mitbesitzer des «Wolseley» am Piccadilly, nicht nur regelmässig zu Gast ist: Er hat Clarke und King, zwei der bekanntesten Grössen der Londoner Gastroszene, auch porträtiert. Ihn in einem der beiden Restaurants aufzuspüren und anzustarren, empfiehlt sich trotzdem nicht: «Ich habe es immer gehasst, beobachtet zu werden. Ich mag es, wenn die Leute nicht wissen, wer ich bin», erklärte er in dem Gespräch. Auch Gilbert und George sind am frühen Abend leicht zu finden. Seit Jahr und Tag gehen sie in dasselbe einfache türkische Restaurant in Dalston auf der Stoke Newington Road, eine beruhigende Dauer-Performance.

Als Kantine der Young British Artists, die inzwischen nicht mehr jung, aber steinreich sind, galt «St John's» in Smithfield, dessen Chef Fergus Henderson gern Innereien unter dem Motto «nose-to-tail eating» serviert und sich damit einen Michelin-Stern errungen hat. Die YBA waren in den neunziger Jahren Kollaborationen mit Restaurants eingegangen, als Künstler anfangen, Star-Status zu erlangen und Gaststätten nicht nur durch ihre Kunst, sondern auch durch ihre Anwesenheit zu Publikumsmagneten zu machen: Auf diese Weise zahlten die Künstler gleich doppelt auf ihren eigenen Ruhm ein. Damien Hirst versuchte sich damals als Mitbesitzer der «Pharmacy», eines Lokals, das er mit eigenen Werken ausstattete, das aber nur einen kurzen Moment im Scheinwerferlicht genoss. Zuvor, 1996, hatte Hirst sich in Marco Pierre Whites «Quo Vadis» als Kurator betätigt: Auch diese Vermählung von Kunst und Küche scheiterte, dieses Mal am hitzigen, damit aber immerhin der Publicity förderlichen Temperament der Beteiligten. Heute essen und arbeiten Kreative gern in Ostlondons «Bistrotheque», einer Mischung aus Bar, Restaurant und Kabarett.

Das Zwei-Sterne-Etablissement «Pied à Terre» besitzt nicht nur Werke von Peter Blake, Richard Hamilton und Howard Hodgkin. Es hat soeben auch ein einjähriges Künstlerstipendium für einen Artist in Residence (hier: Artist in Restaurant) ausgelobt, das an die in Mazedonien geborene Künstlerin Elpida Hadzi-Vasileva ging. Das Stipendium ist immerhin mit 10 000 Pfund dotiert und verpflichtet die Künstlerin, mindestens ein Werk für das Restaurant zu produzieren, gern aber auch mehr. Der Austausch «food for art», den Mark Hix einst in Lionel Poilâne's Pariser Bäckerei so bewundert hatte, ist damit auf ein ganz neues Niveau gehoben worden.